

Heinrich Missalla

„... wie Schafe mitten unter die Wölfe“ (Mt 10, 16)

Gewaltfreiheit als österliche Botschaft

Was in Israel an Ahnungen und Hoffnungen entstand, fand in Leben, Tod und Auferstehung Jesu seine Erfüllung: Jesu österlicher Friedensgruß enthält auch die Aufforderung zur Gewaltlosigkeit, wie er sie selbst verkündet und vorgelebt hat. Unverständnis und Widerstand dagegen, die es heute wie zu allen Zeiten auch in der Kirche gibt, sind abzubauen. Christliches Handeln hat trotz bleibenden Konflikten aus diesem Geist Jesu zu geschehen. red

„... als die Jünger aus Furcht vor den Juden die Türen verschlossen hatten, kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte zu ihnen: Friede sei mit euch! Nach diesen Worten zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite. Da freuten sich die Jünger, daß sie den Herrn sahen. Jesus sagte noch einmal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh 20, 19–21).

1. Der gewaltlose Gott

Unzählige Male sind die Wundmale des Auferstandenen gemalt und besungen worden. Aber es könnte sein, daß wir sehen und doch nicht begreifen (vgl. Jes 6, 9; Mk 4, 12; Joh 12, 40), so wie wir damit rechnen müssen, daß das Wort des Evangeliums zwar bis an die Grenzen der Erde verkündet wird, doch unser Herz in seiner letzten Tiefe noch nicht erreicht hat. Christa Wolf läßt Cassandra von ihren Zeitgenossen sagen: „Alles wird sich vor ihren Augen abspielen, und sie werden nichts sehen. So ist es eben.“

Israel hatte eine lange Geschichte mit seinem Gott hinter sich, als Elija die für sein Gottesverständnis umwälzende Erfahrung machte, daß Gott nicht im Sturm kam, „der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach“, nicht im Erdbeben und nicht im Feuer, sondern in einem „sanften, leisen Säuseln“ (1 Kön 19, 11f), in der Übersetzung Martin Bubbers „eine Stimme verschwebenden Schweigens“. In den Gottesknechtliedern (Jes 42–53) wird Israel sich bewußt, daß es besser ist,

zu den Verfolgten als zu den Verfolgern zu gehören. Wir erkennen in der Botschaft vom Gottesknecht und seinem vorbehaltlosen Gehorsam die Ansage der Erlösung, wie sie durch Jesus Christus mit seiner freien Annahme und Überwindung der Gewalt realisiert wurde. Was in Israel an Ahnungen, Einsichten und Hoffnungen über viele Generationen entstand und überliefert wurde, fand im Leben und Handeln Jesu seine „Erfüllung“: durch die Initiative Gottes wurde unserer Welt auf eine unerwartete Weise der Anfang einer neuen Geschichte geschenkt. Jesus Christus repräsentiert die neue Welt Gottes und ihre Ordnung.

Als er die Menschen für die neue Wirklichkeit des „Reiches Gottes“ mit seinem Wort nicht mehr gewinnen kann, wählt er, den Konflikt mit den Mächtigen nicht meidend, einen anderen Weg: in mit-leidender Liebe sucht er die Menschen zu erreichen, ihren Panzer, ihren Abwehr- und Selbstbehauptungswillen zu durchbrechen und sie zu einer Antwort zu bewegen, die aus einer Liebe kommt, für die er selbst durch sein zukommendes Handeln die Voraussetzung schafft: „Weil Jesus die lügnerischen und tödenden Schläge seiner Feinde im Gehorsam ertrug, litt er sie um und unterwanderte sie. Er verwandelte die ihn treffende Unstat von seiner Seite her in eine Tat der höchsten Liebe, und in dieser Verwandlung fällt sie nun auf die Täter zurück. Das Blut, das auf sie kommt, ist das Blut der Erlösung, und die Waffe, die gegen Jesus gerichtet war, kehrt sich in dem Sinne gegen sie selber, daß aus der geöffneten Seite des Getöteten die Quellen des lebenspendenden Geistes entspringen.“¹ Nicht nur ein machtvolles Eingreifen, sondern durch die uneingeschränkte Hingabe Jesu an Gott und an die Menschen ist Erlösung bewirkt. Die Auferweckung Jesu bedeutet, daß Gott sich auf die Seite des freiwillig wehrlosen Opfers gestellt hat. Der Friedensgruß und damit das Friedensgeschenk des Auferstandenen ist die Gabe dessen, der die Wundmale trägt, die die Gewalt ihm zugefügt hat (vgl. Joh 20, 27; Offb 5, 6. 9). Entgegen aller historischen Erfahrung hat nicht die (legitim angewandte) Gewalt gesiegt,

¹Raymund Schwager, *Der wunderbare Tausch*, München 1986, 309.

sondern das Lamm (vgl. Offb 3, 12ff). Das bekennt jedenfalls der Glaube, und zwar nicht als eine Hoffnung auf Zukunft, sondern als gottgewirkte Realität. Allerdings: Vom Leidensgeheimnis des Menschensohnes kann „nicht in einer unbeteiligt-objektivierenden Weise geredet werden: Solches Bekenntnis und solche Enthüllung sind Aufruf zur Kreuzesnachfolge und zum Christusbekenntnis (Lk 9, 23–27) – oder sie sind nicht verstanden“².

Entscheidend ist, daß es sich bei der Gewaltfreiheit zunächst nicht um eine ethische Forderung handelt, auch nicht um einen Traum von einer besseren Welt oder um eine Utopie. Gewaltlosigkeit ist eine Art des sich in Jesus Christus offenbarenden Gottes, und damit erschließt sich eine Wirklichkeit, zu der wir nur im Glauben Zugang finden.

2. Widerstand

So sehr Jesus einerseits die Erfüllung der tiefsten Sehnsucht der Menschen ist, so sehr steht er andererseits mit seinem Angebot und seiner Forderung menschlichen Erwartungen und Vorstellungen entgegen. Selbst seine Freunde verstehen nur langsam und unter Mühen.

Petrus, der das richtige (orthodoxe) Bekenntnis abgelegt hatte, das auch unser Bekenntnis ist, und der dafür das „Selig bist du“ hören durfte, muß sich sagen lassen, daß er „nicht das im Sinn (habe), was Gott will, sondern was die Menschen wollen“ (Mt 16, 23), weil er Jesus vor Leid und Tod bewahren will; er übt Verrat, weil er nicht in die Passion seines Herrn hineingezogen werden will; in bester Absicht greift er zum Schwert und zeigt sich damit als Repräsentant einer Denkweise und Ordnung, die Gottes Pläne nicht begreift (Mt 26, 52). Das will wohl sagen: Das richtige Bekenntnis ist noch keine Garantie für die Erkenntnis des Willens Gottes, mehr noch: Orthodoxie und schwerwiegende Verkennung dessen, was gefordert ist, können in einer Person zusammentreffen. Der Empfänger göttlicher Offenbarung (Mt 16, 17) ist zugleich „Helfershelfer Satans“.

Die Niedrigkeit und Ohnmacht des Mannes aus Nazareth, der am Kreuz endet, sind „ein

² Heinz Schürmann, *Das Lukasevangelium*, Erster Teil, Freiburg 1969, 528.

empörendes Ärgernis“ und eine „Torheit“ (vgl. 1 Kor 1, 23). Das in ihm gegenwärtige Geheimnis Gottes ist „den Weisen und Klugen verborgen“ (Mt 11, 25). Nach wie vor gilt: „Die Welt erkannte ihn nicht“ (Joh 1, 10), und sie wehrt sich gegen den, der ihre Sünde, ihre Verkehrtheit, ihre Gewalttätigkeit aufdeckt – auch in uns.

Der Auferstandene selbst muß unsere Verslossenheiten und Mauern durchbrechen, uns die Augen öffnen und uns den Sinn der Schrift enthüllen (vgl. Lk 24, 45).

3. Die Sendung

Dem Friedensgruß folgt die Sendung: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Der Mitteilung des Friedens entspricht die Weitergabe des Empfangenen. Man darf wohl auch sagen: erst wenn der Beschenkte die Gabe weitergibt, kommt sie bei ihm selber an; der Friede wird auch bei dem Beschenkten erst dann real, wenn er Vermittler des Friedens Christi wird. Frieden gibt es – wie die Liebe – nur im Vollzug. Darüber hinaus beinhaltet die Sendung durch Jesus nicht nur und nicht einfachhin die Legitimation derer, die den Auftrag erhalten und die sich nun auf eine „Vollmacht“ berufen können. Das „wie . . . so“ bezieht sich ebenso auf die Art und Weise der Wahrnehmung des Auftrags: die Boten müssen ihrem Auftraggeber so ähnlich sein oder werden, daß die Menschen ihn in seinen Gesandten erkennen können. Wenn schon Israel sich seinem Bundesgott entsprechend verhalten und „heilig“ sein sollte (vgl. Lev 11, 44 u. ö.), dann gilt das erst recht vom neuen Bundesvolk, das der Herr sich zu eigen erworben hat und das nun als „ein auserwähltes Geschlecht“ und als Volk Gottes „die großen Taten dessen verkündet, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat“ (1 Petr 2, 9). Die Worte von der „Nachfolge“, „seinen Spuren folgen“ (1 Petr 2, 21) oder der „Nachahmung“ (Eph 5, 1) weisen alle in die gleiche Richtung: So wie Gott in seinem Christus präsent und erkennbar ist, so will er in seinen Jüngern, seiner Gemeinde erkennbar sein (vgl. Mt 5, 16. 48; Joh 13, 34f; 17, 18f. 21. 23).

Dem Mandat des Auferstandenen bei Johannes entspricht der Sendungsauftrag bei

Matthäus: „Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe“ (Mt 10, 16). Dieses Wort handelt zunächst vom Schicksal der Sendboten und kennzeichnet die Situation der Gemeinde des Matthäus. Doch schon bald wurde es grundsätzlicher verstanden. So schreibt z. B. Johannes Chrysostomus in seinem Kommentar zum Matthäusevangelium: „Solange wir Schafe sind, siegen wir; obschon von unzähligen Wölfen umgeben, sind wir überlegen und gewinnen. Wenn wir aber Wölfe sind, unterliegen wir. Dann fehlt uns die Hilfe des Hirten; denn er sorgt nicht für die Wölfe, sondern für die Schafe.“ Franziskus hat das Herrenwort in sein Missionskapitel aufgenommen.

Die Gefahr ist groß, daß die Schafe die Gesinnung und Praxis der Wölfe übernehmen und sich – entgegen der Mahnung und Warnung des Apostels Paulus – der Welt anpassen (vgl. Röm 12, 2). Es sieht so aus, als hätten wir die Unterscheidung zwischen einem notwendigen geschichtsbezogenen, zeitentsprechenden und situationsgemäßen (kairologischen) Denken und Handeln einerseits und einer fragwürdigen „Anpassung“ andererseits neu zu lernen und einzuüben.

4. Das Zeugnis

In den Einladungen zu den Ökumenischen Foren in Königstein und Stuttgart für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung ist das „Zeugnis“ der Kirchen und ChristInnen mit Recht stark hervorgehoben worden, denn die erste und unabdingbare Aufgabe der Kirchen und der Gläubigen besteht ja in der Bezeugung des Evangeliums Jesu Christi. Die Kirche verkündet, feiert und bezeugt handelnd die mit Jesus Christus eingeleitete Erlösung, deren Vollendung wir erhoffen und erbitten. Wenn wir miteinander Eucharistie feiern, wenn wir des Todes und der Auferstehung unseres Herrn gedenken, dann wird, so glauben wir, in dieser „gefährlich-befreienden Erinnerung“ sein heilbringendes Handeln gegenwärtig und wirksam. Das „Gedenken“ (memoria) der Kirche ist ja entschieden mehr als ein menschliches Sich-Erinnern: Vergangenes soll im Heute wirkmächtig werden und Zukunft eröffnen; mehr noch: es nimmt in gewisser Weise Zukunft in die Gegenwart

hinein. Darum wagen wir, das Alleluja – das Lied derer, die endgültig bei Gott sind (Offb 19, 1. 3. 6) – schon jetzt zu singen. Darum kann man die weitverbreitete theologische Rede von der Spannung zwischen „Schon“ und „Noch nicht“ mit Johann Baptist Metz für „letztlich nichtssagend“ halten. Es kommt alles darauf an, das „Schon“ im „Noch nicht“ anzunehmen und zu verstehen, wenn man das Heilsverständnis nicht enthistorisieren und durch die Umformung in einen „Gedanken“ oder in eine „Idee“ geschichtlich unwirksam machen will³.

Jesus sammelt seine neue Gemeinde mitten in der von Sünde, Gewalt und Tod bestimmten Weltzeit. „Bruder und Schwester und Mutter“ sind ihm nicht diejenigen, die ihm durch Abstammung und Blut verbunden sind, sondern die, die den Willen des Vaters erfüllen (vgl. Mk 3, 3). Nicht die menschlichen und naturgegebenen Bindungen sind maßgebend; Kirche ist kein naturwüchsiges Volk, so wie die Glaubenden „nicht aus dem Blut“ geboren sind (Joh 1, 13). Kirche ist ein neues, durch Gottes Ruf konstituiertes Volk, das zum Subjekt einer neuen Geschichte Gottes mit den Menschen geworden ist. Dieses neue Volk bildet sich und wächst vor allem in der Eucharistiefeyer, in der uns immer wieder neu der Sinn des Lebens und des Todes Jesu erschlossen wird: „Für euch und für alle.“ Seine Hingabe soll uns verwandeln und „zu dem einen neuen Menschen“ machen (Eph 2, 15). In den verschiedenen Hochgebeten der heiligen Messe beten wir: „Schenke uns Anteil an Christi Leib und Blut“; „Er mache uns auf immer zu einer Gabe, die dir wohlgefällt“; „daß alle, die Anteil erhalten an dem einen Brot und dem einen Kelche, ein Leib werden im Heiligen Geist, eine lebendige Opfergabe in Christus“ (2., 3. und 4. Hochgebet). Damit bitten wir um nicht weniger, als daß wir in unseren existentiellen Lebensvollzügen denen Jesu Christi entsprechen.

In der paulinischen Konzeption vom „Leib Christi“ ist die Existenz des einzelnen Christen zugleich die Existenz in einer neuen, „in Christus Jesus“ gegründeten Gemeinschaft. Damit ist eine Trennung des „individuellen“

³ Johann Baptist Metz, Glaube in Geschichte und Gesellschaft, Mainz 1977, 177.

und des „sozialen“ Aspekts christlichen Lebens nicht mehr möglich.

Die Gemeinde Jesu lebt „in der Welt“, aber wie ihr Herr ist sie „nicht von der Welt“ (Joh 17, 16), d. h. in Wesen, Struktur und Praxis entspricht sie nicht dem, was in der „Welt“ üblich ist. Doch wie kann sie ihre Sendung glaubhaft machen, wie kann die Kirche „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1) sein, wenn ihre Mitglieder aufgrund ihrer Einbindung in Interessengruppen und Bündnissysteme faktisch gegeneinander stehen? Wenn wir die Aussage ernst nehmen, daß wir „Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes“ (Eph 3, 20) – BürgerInnen eines neuen Gemeinwesens – sind, ergibt sich eine Konsequenz, wie sie im Schlußdokument der Europäischen Ökumenischen Versammlung in Basel formuliert worden ist: „Ihm, unserem Gott, sind wir zuallererst zur Treue verpflichtet. Alle anderen Loyalitäten (gegenüber Staat, Kultur oder sozialer Gruppe usw.) sind zweitrangig.“ (Nr. 77) Dieser Aspekt christlicher Ethik, der erhebliche Auswirkungen auf Entscheidungen z. B. in sicherheitspolitischen Fragen hat, ist in der bisherigen moraltheologischen Diskussion nicht bedacht bzw. zur Geltung gebracht worden. Für Franziskus Maria Stratmann war ein Krieg von Christen gegen Christen „eine Art Selbsterfleischung“, und wenn Christen den Krieg nicht mehr als „Zersetzungselement im Corpus mysticum“ erkennen, dann zeige sich darin „eine höchst traurige Verdunkelung des Glaubensbewußtseins“⁴.

5. Christliches Handeln

Menschliches Handeln wird dadurch christlich, daß es sich durch die von Jesus Christus eröffnete neue Wirklichkeit bestimmen läßt und auf eine Darstellung der geschichtlichen Realität der Erlösung zielt. Es kommt darauf an, die bewegende und heilsame Kraft Gottes in dieser Welt sichtbar zu machen. Als Mitglieder einer neuen Gemeinschaft, als Gottes eigenes Volk sind wir „eine neue Schöpfung: Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden“ (2 Kor 5, 17). Sollten wir da nicht

⁴ Franziskus Stratmann, *Weltkirche und Weltfriede*, Augsburg 1924, 38f.

wagen, jene Lebensform zu üben, die die Art unseres Gottes in der Welt erfahrbar macht und die einmal die der vollendeten Welt sein wird? Warum sollten wir im Vertrauen auf Gottes Nähe mit dem Gewaltverzicht nicht handelnd unsere Gegenwart bestimmen, da wir doch auch liturgisch und sakramental die Pax Christi als real präsent feiern?

Auch unsere Bischöfe sagen uns in ihrem Wort „Gerechtigkeit schafft Frieden“: „Die Kirche muß zeigen, daß die Bergpredigt mit ihrer Botschaft . . . schon hier und jetzt zu wirken beginnt“ (GsF 18), und sie halten es für erforderlich, „daß das ganze Volk Gottes . . . zu vertieften Einsichten gelangt und zu einem neuen Handeln motiviert wird (GsF 67). Die Erwartung des versprochenen endzeitlichen Heils ermöglicht es den Glaubenden, „Zeichen des Schalom vorwegzunehmen und damit einen Ausblick auf jene Wirklichkeit zu geben, die jenseits der gewaltsamen Friedenssicherung steht“⁵. Das Handeln des Glaubenden aus der Liebe Christi und dem Heiligen Geist ist Anfang und Vorausbild der erlösten Welt, und diese durch Gottes freie Tat eröffnete Möglichkeit ist der eigentliche Ausgangspunkt christlicher Ethik.

Wenn Gewaltfreiheit nicht in Form eines Gesetzes formuliert und auch nicht so zu verstehen ist, dann kommt diesbezüglichen Ausdrucks- oder Zeichenhandlungen eine umso größere Bedeutung zu. Denn sie sind „Vorschein“ (GsF 10) jener Welt, in der der universale Heilswille Gottes verwirklicht ist. Ihr prophetischer, provokativer und inspirierender Charakter entspricht dem Evangelium ebenso wie den Herausforderungen der geschichtlichen Stunde; sie sind insofern unzeitgemäß, als sie den Erwartungen und Wünschen einer an Machterhalt und Konsum orientierten Menge zuwiderlaufen.

6. Konflikte

Noch stehen wir unter dem Einfluß eines nicht erneuerten, eines beschränkten Denkens. Auch Christen erweitern und vertiefen ihre Erkenntnis erst in der Umkehr und in den Spannungen geschichtlicher Erfahrungen; sie erkennen und befolgen oft sehr spät den Anspruch der biblischen Botschaft.

⁵ Matthias Mettner – Johannes Thiele, *Entwaffnen der Glaube*, München 1983, 118f.

Der Versuch, eine christliche Antwort auf die Herausforderung der Geschichte zu finden, führt notwendig zu Konflikten (auch in der Kirche). Zwar sind Konflikte, Widerstand und Ablehnung seitens der Gesellschaft noch kein Beweis für die Evangeliumsgemäßheit des eigenen Weges. Doch wenn Überlegungen und Praxis von Christen und Kirchen kein Befremden mehr erwecken; wenn Äußerungen von Kirchenleitungen und Verhalten von Christen (seitens der Politiker) mit Wohlgefallen aufgenommen werden, weil sie so vernünftig, ausgewogen und realistisch erscheinen, dann scheint Wachsamkeit geboten. Natürlich können Stellungnahmen und Engagements von Christen und Kirchen hilfreich sein und einen echten Dienst an der Gesellschaft und an der Welt darstellen. Eine allseitige Zustimmung kann aber auch ein Zeichen dafür sein, daß wir die „Unterscheidung des Christlichen“ verlernt und uns dem Denken und den Praktiken der „Welt“ zu sehr angepaßt haben. Wie soll z. B. „im friedensstiftenden Dienst der Glaubenden . . . das Friedenswerk Gottes (aufleuchten)“ (GsF 16), wenn die Praxis der Gläubigen sich letztlich nicht von der der Atheisten unterscheidet?

Bei der Bejahung der Gewaltfreiheit handelt es sich nicht um ein folgenloses Bekenntnis zu einer erwünschten gewaltlosen Welt. Der durch Gewaltfreiheit angestrebte Friede ist nicht billiger zu haben als die Friedenssicherung mit militärischen Mitteln. Opfer- und Leidensbereitschaft sind unabdingbar. Da jeder Mensch auf vielfache Weise in Sünde und Gewalt verstrickt ist, kann schon der Heilungsprozeß des einzelnen nicht ohne Schmerzen vor sich gehen. Wer darüber hinaus die tiefsitzende Angst und das daraus sich ergebende Sicherheitsbedürfnis, dessen Ausdruck die militärischen Vernichtungspotentiale sind, überwinden will, der muß bereit sein, Unrecht zu leiden. Gewalttätigkeit in uns und um uns ist nicht ohne Leiden zu überwinden.

Martin Luther King hielt den Anhängern der Gewalt entgegen: „Unseren unbeugsamsten Gegnern sagen wir: Eurer Fähigkeit, Leid zuzufügen, werden wir unsere Fähigkeit, Leid zu ertragen, entgegensetzen. Auf eure Körperkraft werden wir mit unserer Seelenkraft antworten. Macht mit uns, was ihr

wollt, wir werden nicht aufhören, euch zu lieben . . . werft uns ins Gefängnis, wir werden euch immer noch lieben. Aber seid versichert, daß wir euch durch unsere Fähigkeit zu leiden zur Erschöpfung führen werden.“⁶

7. Verwandlung

Im Bild von den Schafen und den Wölfen wird etwas deutlich vom Geheimnis der Liebe und ihrer todüberwindenden, verwandelnden Macht, einer Liebe, die eine erst entstehende, noch erwartete Integrität des anderen in unbedingter Weise bejaht und dabei in Anerkennung der Freiheit des anderen auf ein sich herausbildendes Einverständnis setzt, ohne es, die Freiheit überspringend, verursachen zu wollen, einer Liebe, die im Vertrauen auf den unbegreiflichen Gott eher das Scheitern und den eigenen Tod in Kauf nimmt als die Freiheit des anderen zu verletzen.

In jeder geschichtlichen Stunde gilt es neu, die dieser Stunde gemäße Antwort des Glaubens und Form des christlichen Zeugnisses zu finden. Ist die Stunde gekommen, in der vor allem das Zeugnis der Gewaltlosigkeit in der Nachfolge Jesu gefordert ist? Jedenfalls gilt es einer von Gewalt erfüllten Welt gegenüber den Gott und Vater Jesu Christi zu bezeugen, der im gekreuzigten Christus sein deutlichstes Zeichen gesetzt hat. Daß wir dabei mit dem Unverständnis, dem Haß und der Verfolgung der „Welt“ rechnen müssen, hat Jesus seinen Jüngern in der Stunde des Abschieds gesagt. Aber er sagte ihnen auch: „Habt Mut: Ich habe die Welt besiegt“ (Joh 16, 33). Diesen Sieg errang er nicht durch Gegenwehr, auch nicht durch die Inanspruchnahme von Hilfe durch Engel (vgl. Mt 26, 53), sondern durch schöpferische Liebe, durch die er „die Feindschaft getötet“ hat (Eph 2, 16). Von der verwandelnden Kraft der Feindesliebe spricht auch Augustinus: „Man soll die Feinde lieben, nicht weil sie schon Brüder wären, sondern damit sie Brüder werden.“⁷ Die Botschaft von der friedensstiften-

⁶ Zit. nach: Alternative Gewaltfreiheit. Eine franziskanische Alternative, hrsg. von der Missionszentrale der Franziskaner (Berichte, Dokumente, Kommentare 41), Bonn 1989, 11.

⁷ Augustinus, Predigt zu 1 Joh, zit. nach Josef Blank, Gewaltlosigkeit – Krieg – Militärdienst, in: Orientierung 1982, 157–163, hier 160.

den Kraft des Kreuzes (vgl. Kol 1, 20) erweist sich als Aufforderung zum Glauben an die versöhnende und verwandelnde Kraft der Liebe.

Niemand von uns kann verbindlich sagen, worin die Herausforderung des gegenwärtigen Kairos im einzelnen besteht und wie die definitive Antwort des Glaubens auf die Probleme unserer Zeit aussehen muß. Doch eines darf mit Sicherheit gesagt werden: Es gehört heute zu den wichtigsten Aufgaben einer christlichen Gemeinde, gemeinsam herauszufinden, was Gott von uns, von seiner Kirche erwartet. Das aber ist wohl nur möglich im Geiste einer biblisch inspirierten Spiritualität und Praxis – „im Angesicht des Gekreuzigten“ (vgl. GsF 15).

Kurt Koch

Vom Tod zum Leben übergegangen: Auferstehung und Taufe

Koch reflektiert auf dem Hintergrund eines schwindenden Taufbewußtseins, wie aus einem besser verstandenen Pascha-Geheimnis auch das Verständnis für die Taufe und die Freude an der österlichen Neugeburt des Menschen wachsen könnten. Unter den Konsequenzen nennt Koch folgerichtig als erstes die Auferstehung der Kirche der Laien, d. h. die volle Anerkennung der Gliedschaft aller Getauften innerhalb der Kirche. Aus der Aufhebung der Verschiedenwertigkeit der Menschen folgt eine entschiedene Absage an Rassismus, Imperialismus, Sexismus und an alles Böse sowie das Zulassen echter Osterfreude.

red

Den unlösbaren Lebenszusammenhang von Auferstehung und Taufe deutet der erste Johannesbrief unüberbietbar als Transitus vom Tod zum Leben. Wie Christus „sein Leben für uns hingegeben hat“ und durch den Transitus des Pascha ins ewige Leben Gottes auferweckt wurde, so wissen auch wir Christen, „daß wir aus dem Tod in das Leben hinübergegangen sind, weil wir die Brüder lieben“ (3, 14). Wie die urchristliche Pascha-

feier, deren Vigil den „Drehpunkt des ganzen Osterfestes“ bildete¹, den Übergang vom Tod Jesu Christi in das Leben seiner Auferweckung zum Inhalt hatte, so wurde auch die Taufe des Christen verstanden als sakramentale Teilhabe an diesem eschatologischen Transitus vom Tod zum Leben, genauerhin in einen neuen Lebensraum, der sich vor allem durch Gerechtigkeit auszeichnet, wie bereits Cyrill von Alexandrien in seiner Auslegung des Taufkapitels im Römerbrief hervorhebt: „Wie der Sünde sterben das gleiche ist wie mit Christus begraben werden, so ist klar, daß das Auferstehen nicht anders zu verstehen ist, als in Gerechtigkeit leben.“²

I. Schwund des Taufbewußtseins und Erneuerung des Pascha-Geheimnisses

Diese enge Verknüpfung der christlichen Taufe mit Ostern ist freilich in der Geschichte der Kirche immer mehr aus dem Bewußtsein geraten, was sich vor allem ablesen läßt an der Gestaltung der österlichen Vigil. Bereits im Mittelalter wurde der Beginn der Ostervigilfeier immer mehr von der Osternacht auf den Ostersonntag verlegt. Papst Pius V. bestimmte dann als Termin für die Feier der Ostervigil sogar den Karsamstagmorgen; und seither wurde sie bis zum Jahre 1951 jeweils in der Frühe des Karsamstags und deshalb unter großer Absenz und Abstinenz der Gemeinde vollzogen³. Diese, liturgiegeschichtlich betrachtet, folgenreiche Weichenstellung hatte zur Konsequenz, daß nicht nur der Höhepunkt und das Zentrum des Kirchenjahres überhaupt zu einer liturgischen Marginalerscheinung heruntergestuft wurde, sondern daß auch der Zusammenhang zwischen Ostern und der Taufwirklichkeit der Christen aus dem Gedächtnis entschwand und das Taufbewußtsein überhaupt verdunstete.

Die ursprüngliche Feier der Ostervigil wurde erst durch Papst Pius XII. zunächst ad experimentum 1951 und dann definitiv 1955

¹ O. Casel, Art und Sinn der ältesten christlichen Osterfeier, in: JLW 14 (1938), 1–78.

² Cyrill von Alexandrien, Explanatio in epistolam ad Romanos, in: PG 74, 793a.

³ Vgl. dazu J. A. Jungmann, Die Vorverlegung der Ostervigil seit dem christlichen Mittelalter, in: LJ 1 (1951), 48–54.